



Sendung vom 19.07.2007, 20.15 Uhr

Dr. med. Reinhard Erös  
Kinderhilfe Afghanistan  
im Gespräch mit Arndt Wittenberg

- Wittenberg:** Willkommen beim alpha-forum, meine Damen und Herren. Im Studio begrüße ich heute einen Mann, der die vergangenen 20 Jahre seines Lebens einem kriegsgeschundenen Land gewidmet hat, nämlich Afghanistan und seinen Menschen. Er hat mit seiner privaten Organisation unzählige Hilfsprojekte ins Leben gerufen – auch und vor allem mit der Unterstützung seiner Frau und seiner Kinder. Damit geben sie auch ein herausragendes Beispiel dafür, was eine einzelne Familie zu leisten im Stande ist. Herzlich willkommen, Dr. Reinhard Erös.
- Erös:** Grüß Gott.
- Wittenberg:** Herr Erös, Sie haben für Ihr Engagement in Afghanistan mittlerweile unzählige Auszeichnungen bekommen, u. a. das Bundesverdienstkreuz und der Bayerische Rundfunk hat Sie im Jahr 2001 zum "Bayer des Jahres" erkoren. Manche nennen Sie auch den "Albert Schweitzer Afghanistans". In Afghanistan selbst tragen Sie den Ehrentitel "deutscher Afghane". Was bedeutet Ihnen das?
- Erös:** Alle diese Auszeichnungen bedeuten uns natürlich etwas: Da hat sich ja jemand was überlegt, bevor er uns diesen Preis oder diese Auszeichnung verliehen hat. Das nehmen wir dann natürlich dankend an. In der Regel ist das ja auch mit Publicity verbunden, mit mehr Publicity für unsere Arbeit. Und genau das brauchen wir natürlich als kleine Organisation, die in Afghanistan ja ausschließlich durch die Unterstützung von Privatpersonen arbeitet. Insofern verbinden sich da zwei Dinge: der Stolz, das gebe ich unumwunden zu, und die Anerkennung, die man spürt, und natürlich auch die Effizienz einer solchen Auszeichnung für unsere Arbeit. Der Ehrentitel, den Sie angesprochen haben und den mir mal ein afghanischer Würdenträger vor vier, fünf Jahren verliehen hat, nämlich der Ehrentitel "Dr. Erös ist ein deutscher Afghane", bedeutet mir natürlich schon etwas mehr. Denn in Afghanistan ist man durchaus zurückhaltend mit der Vergabe von Auszeichnungen insbesondere an Ausländer – und das gerade in dieser Zeit, in der ja nun sehr viele Ausländer in Afghanistan sind, sehr viele davon auch uniformiert, und in der man in Afghanistan diese Ausländer im Land nicht mehr so positiv sieht. Diese Auszeichnung "deutscher Afghane" schützt also meine Arbeit auch ein wenig und sie beweist mir natürlich, dass ich nicht nur mit meiner Arbeit also solcher, sondern auch mit der Art und Weise, wie wir dort arbeiten, richtig liege. Wir versuchen uns nämlich kulturadäquat in diese afghanische Tradition und Kultur einzubinden und auf diese Weise unsere Projekte zu leiten. Mich freut, dass das von den Afghanen auch so anerkannt wird.
- Wittenberg:** Herr Erös, das Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Pakistan ist ja praktisch Ihre zweite Heimat geworden, ebenso wie der Osten Afghanistans, wo all Ihre Bildungseinrichtungen liegen. Wie muss ich mir

das vorstellen? Wie bewegen Sie sich dort? Wie sind Sie gekleidet, wie verständigen Sie sich?

**Erös:** Diese Provinzen im Osten und Südosten sind ein Gebiet, das ungefähr eineinhalb mal so groß wie Bayern ist, mit einer Höhenlage zwischen 500 Meter über Meereshöhe und 4500. Die Gipfel sind also etwas höher als die Zugspitze bei uns. Dieses Gebiet ist eine gebirgige, sehr raue, eine im Prinzip sehr menschenfeindliche Gegend. Wir hatten dort vor kurzem einen extremen Winter, während im Sommer unten in den Tälern die Temperatur auf fast 50 Grad steigt. Diese Gegend ist also nicht sehr menschenfreundlich: kein klassisches Touristengebiet, in das man zur Erholung fahren würde. Ich bewege mich in Afghanistan entsprechend den Möglichkeiten, die es dort gibt. Vor 20 Jahren, als ich das erste Mal dort war während der sowjetischen Besatzungszeit – darauf werden wir später sicher noch zu sprechen kommen – und ich mich illegal im Land bewegen musste, weil ich mich als Deutscher, als Westdeutscher dort eigentlich nicht aufhalten durfte, ging das eigentlich nur bei Nacht mit Pferden oder zu Fuß. Heute ist quasi Frieden im Land und ich werde dort auch nicht mehr als fremder Ausländer empfunden. Wir fahren daher heutzutage wann und wo immer es geht mit unserem Pickup die Berge hoch. Und dort, wo es nicht mehr weitergeht, geht man halt zu Fuß: in manche Einrichtung kommt man eben nur zu Fuß.

**Wittenberg:** Wie sind Sie gekleidet?

**Erös:** Wie ein Afghane. Das ist auch viel bequemer. Ich trage diesen so genannten Salwar Kamiz, also diese Pluderhose, die sehr weit ist. Das ist gerade im Sommer sehr angenehm, weil sie sehr luftig ist und aus dünner Baumwolle besteht. Darüber trage ich ein weites, langes Hemd. Auf dem Kopf trage ich diese typische afghanische Kopfbedeckung, dieses Pakol, das einen vor der Sonne und vor dem Schmutz schützt und das man gegebenenfalls auch als Trinkgefäß benutzen kann. Ich kleide mich wirklich wie ein Afghane, denn ich habe in diesen nun fast 30 Jahren der Arbeit in solchen, wie wir sie nennen, Entwicklungsländern gelernt, dass diese alte englische Kolonialweisheit: "In Rome do as the Romans do!", also so ungefähr "verhalte dich im Ausland möglichst wie die Einheimischen", oft nicht nur bequemer und angenehmer ist, sondern einen auch wirklich im positiven Sinne schützt. Deshalb versuchen wir das in Afghanistan auch so umzusetzen.

**Wittenberg:** Es kann also sein, dass Sie jemand auch mal für einen Afghanen hält.

**Erös:** Ja, das passiert auf die Distanz selbst den Afghanen. Ab 20 Meter Entfernung würden mich auch die Afghanen, wenn sie nicht genau hinschauen, für einen ihrer Paschtunen halten. Wenn sie näher kommen, merken sie es natürlich sofort: Man bewegt sich als Nicht-Afghane etwas anders, die Gestik ist anders und sie sehen vielleicht meine Uhr oder die etwas anderen Schuhe usw. Weil Sie gefragt haben, ob ich gelegentlich mit einem Einheimischen verwechselt werde, muss ich Ihnen sagen, dass es den Ausländern grundsätzlich passiert, dass sie mich für einen Afghanen halten, insbesondere wenn ich mit Amerikanern zusammentreffe, also mit amerikanischem Militär. Dann ist es oft auch nicht ganz ungefährlich, dass mich die Amerikaner für einen Paschtunen, für einen Afghanen halten und in mir nicht den Deutschen erkennen, was manchmal doch ein bisschen sicherer wäre. Da könnte ich Ihnen etliche Geschichten erzählen, wo sich das z. T. doch sehr brisant entwickelte.

**Wittenberg:** Das heißt, Ihre Arbeit dort ist auch gefährlich?

**Erös:** Ja, sie kann manchmal schon gefährlich sein, aber häufig in einem anderen Sinne, als man sich das hier in Deutschland so vorstellt. Hier in Deutschland trifft man oft auf die Vorstellung – durch die vielen Vorträge, die ich halte, wird mir das jeden Tag wieder bestätigt –, dass man im Osten Afghanistans

als Ausländer von den Taliban, von den Al-Kaida-Verbrechern, die mit dem Messer quer im Mund hinter jedem Felsvorsprung sitzen, morgens zum Frühstück verspeist wird. So ist das aber nicht. Die Gefahren, denen man sich in Afghanistan als Ausländer aussetzt, sind zunächst einmal die gleichen Gefahren wie bei uns auch: Man kann unters Auto kommen, denn der Verkehr in Afghanistan wird ähnlich wie auf deutschen Autobahnen zunehmend lebensgefährlich. Man kann zweitens in Afghanistan aufgrund der dortigen Hygienesituation, durch das fremde Essen usw. leichter erkranken. Und wenn mir, und jetzt kommt das, was Afghanistan doch gefährlicher macht als andere Länder und vor allem Deutschland, in Afghanistan in gesundheitlicher Hinsicht ein Schaden zustößt, habe ich natürlich nicht die Möglichkeiten wie hier in Europa. Hier rufe ich die 110 an und keine zehn Minuten später hört man das Martinshorn und der Notarzt ist da – 20 Minuten später bin ich dann in irgendeiner Großklinik. Wenn mir in Afghanistan gesundheitlich etwas zustößt, dies gilt vor allem für die Gegend, in der wir uns normalerweise bewegen, nämlich für die Berge, dann kann es Tage dauern, bis ich in eine halbwegs leistungsfähige medizinische Einrichtung gelange. Und genau das macht Afghanistan gefährlich.

**Wittenberg:** Kommen wir nun zur Ihrer eigentlichen Tätigkeit, zu Ihrer Arbeit, zu Ihrer Mission, wie man auch sagen kann. Sie haben vor fast zehn Jahren, nämlich im Jahr 1998, die "Kinderhilfe Afghanistan" gegründet. Mittlerweile haben Sie über 20 Bildungseinrichtungen ins Leben gerufen und finanziert. Das sind Bildungseinrichtungen, an denen, wenn ich das richtig gelesen habe, 45000 Jungen und Mädchen unterrichtet werden. Wie stellt man so etwas auf die Beine?

**Erös:** Zunächst einmal Folgendes: Die Entscheidung, das zu machen, fiel im Jahr 1998, und 1998 war noch die Hochzeit der Taliban, denn der Sturz der Taliban erfolgte erst im Winter 2001. Während der Hochphase der Taliban haben "meine" Afghanen, also meine afghanischen Freunde, die ich noch aus den achtziger Jahren kannte, als ich zum ersten Mal vor Ort gewesen war, gerufen, mir geschrieben und zu mir gesagt: "Dr. Erös, komm wieder, wir brauchen dich wieder, es gibt jetzt unter den Taliban wieder etwas zu tun!" Und dann bin ich im Herbst 1997 in meinem Urlaub – ich war damals noch als Oberstarzt bei der Bundeswehr hier in München tätig – nach Afghanistan gereist. Ich konnte auch problemlos nach Afghanistan hinein, denn während der Taliban-Zeit ein Visum zu bekommen, war nicht sehr schwierig. Und dann haben mir halt meine afghanischen Freunde und Mitarbeiter aus den achtziger Jahren, als ich während der sowjetischen Besatzung vier Jahre dort gearbeitet hatte, das Land nun unter den Taliban gezeigt. Das war friedlich; es gab keine Gefechte mehr, es wurde nicht mehr geschossen wie noch zehn Jahre zuvor, es war friedlich im Sinne einer Friedhofsruhe. Das war definitiv nicht mehr das Afghanistan vor dem sowjetischen Krieg, dieses bunte, lebendige, dynamische, pulsierende Leben auf den Bazaren, wo sich früher die Frauen mit den Händlern über den Kartoffelpreis gestritten haben, wo Musik zu hören war, wo Kinder ihre Drachen haben fliegen lassen. Unter den Taliban befand sich das Land wie in einer Friedhofssituation. Das war für mich nicht nur neu, sondern das hat mich richtiggehend schockiert, denn die Afghanen sind ein sehr lebendiges Volk. Ich habe dann sehr schnell mitbekommen, woran das lag, nämlich an diesen Regeln, die die Taliban mitgebracht hatten, an diesem rigiden, mit Geboten und strafbewehrten Verboten arbeitenden arabischen, also wahhabitischen Islam, der die Taliban auszeichnet. Es war einfach verboten, dass Frauen überhaupt an die Öffentlichkeit gehen, dass Kinder in der Öffentlichkeit spielen usw. Fußballspielen war z. B. ebenfalls verboten. Auch das berühmte und in Afghanistan so beliebte Drachenfliegen war verboten, Musik war verboten. Das war wirklich ein totes Land. Und deshalb haben "meine" Afghanen gesagt, dass man da

unbedingt etwas tun müsse. Ich fragte: "Was?" Sie sagten: "Wir müssten was für die Bildung tun. Denn das ist doch eine Sache, die man nicht so einfach weiterlaufen lassen darf. Die afghanischen Kinder müssen wissen, dass Afghanistan nicht so ist, wie ihr Land heute aussieht. Wir müssen den Kindern also in den Schulen quasi beibringen, wie das alte Afghanistan mal ausgesehen hat." So kamen wir auf die Idee, das doch mal zu versuchen. 1998 haben wir dann eine erste Schule gegründet, eine Mädchenschule. Das war natürlich gleich ein sehr hoher Anspruch, den wir uns da gesetzt haben.

**Wittenberg:** Warum gerade eine Mädchenschule?

**Erös:** Weil die Mädchen in der Taliban-Zeit natürlich völlig ausgeschlossen waren von jedem öffentlichen Leben. Mädchen durften überhaupt nicht zur Schule gehen. Die Jungs konnten häufig nicht zur Schule gehen, weil das Lehrpersonal an den Jungenschulen eben Frauen waren – und Frauen durften ja keinen Beruf mehr ausüben. Die Jungen hätten also zur Schule gehen dürfen, es gab aber keine Schulen, weil die Lehrerinnen ihren Beruf nicht ausüben durften. Und die Mädchen durften per se nicht zur Schule gehen. Ich war, wie gesagt, 1998 während der Taliban-Zeit zum ersten Mal wieder dort: Diese Situation zog sich bereits seit vier Jahren so dahin, denn 1994 hatten die Taliban die Macht übernommen. Es hatte also seit vier Jahren keinerlei Ausbildung, keinerlei Schulausbildung für Mädchen gegeben! Genau da mussten wir meiner Meinung nach ansetzen. Ich habe zu diesem Zeitpunkt ja bereits seit über zehn Jahren in diesem "Business" in Ländern der Dritten Welt gearbeitet und deswegen war mir bewusst: Die Frage der Ausbildung der Mädchen, die Frage der Investition in die Bildung für Mädchen ist der Punkt, an dem jede Art von Entwicklungshilfe letztlich gelingt oder scheitert. Wer sich um die Ausbildung von Mädchen, um die Ausbildung von Frauen in Entwicklungsländern nicht kümmert, wird scheitern, egal welches Entwicklungshilfeprojekt er startet. Das war mir klar, und deswegen haben wir in die Ausbildung der Mädchen investiert. Dies war aber besonders schwer, denn die Taliban wollten das nicht. Es brauchte also tagelange Gespräche mit führenden Taliban, die ich z. T. noch aus den achtziger Jahren kannte, denn damals waren sie meine Patienten gewesen, um sie davon zu überzeugen, es doch mal mit einer Mädchenschule zu versuchen. Der Titel meines Buches lautet ja "Tee mit dem Teufel": Ich musste also, martialisch ausgedrückt, mit den Teufeln – gleich Taliban – Tee trinken, um sie dazu zu bringen, zumindest den Bau und das Betreiben einer Mädchenschule zuzulassen. Das ist uns dann in der Tat geglückt im Jahr 1998 und darauf waren wir dann auch sehr stolz.

**Wittenberg:** Zu diesem Buch kommen wir später noch ausführlich. Geben Sie uns doch mal einen kurzen Einblick: Afghanistan ist ja ein Land, das nun seit fast 30 Jahren Krieg erlebt. Es gab zuerst den Krieg der Sowjetunion gegen Afghanistan von 1979 bis 1989; dann gab es den Bürgerkrieg, aus dem die Taliban siegreich hervorgingen; und nun, nach der Vertreibung der Taliban, gibt es seit 2001 den Krieg der westlichen Anti-Terrorallianz. Wie ist denn die Lage der Kinder in so einem kriegsgeschundenen Land?

**Erös:** Der Krieg trifft in erster Linie diejenigen, die sich nicht wehren können, weder indem sie ihn verhindern können noch im Krieg selbst kämpfen. Das sind all diejenigen, die keine Waffe haben und nicht selbst unmittelbar am Krieg beteiligt sind – alle, außer den Männern. Das heißt, die Frauen und die Kinder sind in erster Linie betroffen. Wenn ein Krieg über so lange Zeit geht – in Afghanistan sind das ja in der Tat mittlerweile fast 30 Jahre seit 1979 –, dann ist es natürlich eine ganze Generation, die eigentlich nur Krieg erlebt hat. Der jetzige afghanische Mann und die jetzige afghanische Frau mit ungefähr 30 Jahren wissen überhaupt nicht, was Frieden ist, weil sie das überhaupt nie erlebt haben. Das heißt, der Vater wird auch seine Kinder entsprechend erziehen. Er kann seine Kinder zumindest nicht gezielt für

eine friedliche Zivilgesellschaft erziehen, weil er gar nicht weiß, wie das funktioniert. Das heißt, bei allen Afghanen in dieser Altersgruppe ist das komplette gesellschaftliche Leben durcheinandergebracht worden. Wenn man das nun reparieren möchte, indem wir – also vor allem der Westen – Afghanistan wieder in eine Zivilgesellschaft zurückführen möchten, dann kann man natürlich versuchen, bei den heutigen Erwachsenen, bei den heute 30-, 40-Jährigen anzusetzen, um deren "Festplatte" zu reparieren, wenn ich das mal so bildlich ausdrücken darf. Man müsste also quasi eine Gehirnwäsche mit ihnen machen, um sie von diesem kriegerischen Denken und Verhalten, das sie über 30 Jahre gelernt haben, wegzubringen und sie fit für den Frieden zu machen. Das wäre aber vermutlich eine Sisyphusarbeit. Deshalb setzen wir mit unserer Arbeit anders an. Wir sagen, wir setzen auf die Generation, auf die Altersgruppe, die diese 30 Jahre Krieg nicht oder nur ganz marginal erlebt hat, nämlich auf die Kinder und Jugendlichen. Dabei nutzen wir die andere, die dritte Bevölkerungsgruppe, nämlich die Bevölkerungsgruppe im Alter von 60, 70 Jahren, die noch die Zeit vor den 30 Jahren Krieg kennen. Das sind also Menschen, die damals noch die friedlichen fünfziger, sechziger und siebziger Jahre erlebt haben. Diese beiden Bevölkerungsgruppen wollen wir zusammenbringen: Wir wollen die Erfahrung, das Wissen und letztlich auch die Weisheit der älteren Afghanen aus der friedlichen, toleranten, lebenswerten Zeit Afghanistans der sechziger und siebziger Jahre zusammenbringen mit den jetzt Sieben-, Acht- oder Zehnjährigen. Das ist unser Ansatz. Und der funktioniert auch einigermaßen, wie ich sagen muss. Es gibt natürlich oft Hürden, weil die Generation der jetzt politisch Aktiven, der 30-, 40- und 50-Jährigen, also der Warlords oder der völlig degenerierten Mudschaheddin- oder Talibankämpfer dagegen opponiert. Man muss also schauen, dass man diese Generation jetzt so ungefähr zehn Jahre in Schach hält, um dann auf die neue Generation der jetzt noch Jugendlichen zu setzen.

**Wittenberg:**

Nun fragt sich natürlich jeder: Wie bewerkstelligt es eine einzelne Familie aus Bayern, dass sie über 20 Bildungseinrichtungen mit so vielen Schülern ins Leben rufen kann? Wie organisieren Sie das?

**Erös:**

Wenn man das in Deutschland mit deutschen Vorstellungen von Perfektion machen würde, dann wäre es vielleicht nicht so leicht möglich, sich an einem Montag irgendwo hinzusetzen, sich mit drei bis fünf Bürgermeistern über den Bau einer Schule zu besprechen, um dann einen Tag später den Grundstein zu legen. Bei uns in Deutschland geht das halt nicht so wegen der Differenziertheit unseres Rechtssystems usw. In Afghanistan ist das natürlich ganz anders, dort setze ich mich, und das ist auch unsere tägliche Arbeit, wenn wir in Afghanistan sind, mit den Maliks zusammen, mit den Dorfältesten, mit den religiösen Würdenträgern, die in Afghanistan eine viel größere Rolle spielen als bei uns der Dorfpfarrer, mit den Landräten usw. Das geht bis rauf zum Distriktgouverneur, vergleichbar dem Regierungspräsidenten eines Bezirks – auf eine höhere Ebene gehen wir in Afghanistan nicht, Kabul interessiert uns also gar nicht. Mit diesen Personen setzen wir uns zusammen, weil sie uns schon ein halbes Jahr auf den Ohren liegen, dass sie in ihrem Dorf im Gebirge auch gerne eine Schule hätten. Und dann besprechen wir das, aber wir können natürlich nicht in jedem der 30000 Dörfer eine Schule bauen. Wir müssen also schauen, dass wir immer so sieben bis zehn Dörfer, die einigermaßen in Nachbarschaft zueinander liegen, so kombinieren, dass wir dort in die Mitte hinein eine Schule bauen. Das dauert oft zwei, drei Tage, bis wir das verhandelt haben. Dafür müssen ja auch Grundstücke hin- und hergeschoben werden usw. Aber das machen die Afghanen von sich aus, da sitze ich nur mit dabei. Am Ende wollen Sie dann von mir wissen, ob das so geht, wie sie sich das vorstellen und was sie das kosten wird. Ich selbst bringe mich dann vor allem bei der Frage ein, wie viele Mitarbeiter, also

sozusagen Hilfsarbeiter aus den jeweiligen Dörfern wir beim Bau dieser Schule mit einsetzen können. Denn diese Schulen werden auf diese Weise gebaut; das unterscheidet nun unsere Arbeit deutlich von den Schulen bzw. Bauleistungen, die etwa die UNO oder die Amerikaner im Osten Afghanistans erbringen, denn sie setzen bei Schulbauten oder beim Bauen von Gesundheitsstationen auf ausländische Baufirmen. Wenn z. B. die Amerikaner in der gleichen Provinz wie wir eine Schule bauen, dann lassen sie diese nicht durch Afghanen bauen, sondern sie holen sich dafür irgendeine Baufirma – einen Subunternehmer – aus Pakistan, manchmal auch aus China oder aus der Türkei, weil die halt professioneller arbeiten. Sie lassen dann von den Ausländern in diesen Dörfern eine Schule bauen. Diese Schule hat dann natürlich dementsprechend eine geringe Akzeptanz. Sie kostete das Fünf- oder Zehnfache und ist noch nicht einmal die "Schule der Afghanen". Unsere Schulen werden hingegen von den Bewohnern selbst gebaut. Wir stellen ihnen lediglich ein, zwei Ingenieure und einen Vorarbeiter, aber diese Ingenieure und der Vorarbeiter sind ebenfalls Afghanen. Die anderen Bauarbeiter kommen aus den beteiligten Dörfern: Das sind oft 600, 700 Leute, die beim Bau einer Schule mitwirken. Die eine Gruppe holt meinerwegen die Steine aus den Bergen und klopft sie zurecht, die andere Gruppe schleppt die Zementsäcke mit Kamelen oder Eseln von der Hauptstraße die Berge hoch. Und so bauen alle zusammen diese Schule. Wenn so eine Schule dann fertig ist, dann ist das ihre Schule. Ich bin mir sicher, dass das einer der Gründe dafür ist, warum unsere 25 Bildungseinrichtungen – das sind klassische Schulen, aber auch Computerschulen oder auch Berufsschulen – bis zum heutigen Tag noch nie angegriffen wurden. Denn das Stören von Schulen bzw. sogar das Durchführen von Anschlägen auf Schulen nimmt in den letzten Jahren ja leider zu. Bei uns ist noch keine einzige Schule angegriffen worden, ja, noch nicht einmal bedroht worden. Denn das sind Schulen, die die Bevölkerung selbst gebaut hat. Aus diesem Grund ist das dann auch ihr Eigentum: Sie gehen daher viel pfleglicher damit um. Gut, sie wissen und denken: "Der Erös hat uns dabei geholfen, aber es ist unsere Schule." Mich kennen sie natürlich aus den achtziger Jahren: Ich war ja damals während des sowjetischen Kriegs der Arzt, der ihren Vater oder ihre Mutter oder sie selbst behandelt hat. Da ist also auch ein ungeheures Vertrauen vorhanden.

**Wittenberg:** Sie sind damals mehrere Jahre als Arzt im Kriegsgebiet unterwegs gewesen. Darauf kommen wir später noch.

**Erös:** Ja, aber das ist die Voraussetzung dafür, dass wir es jetzt relativ leicht haben, dort zu arbeiten. Wenn das nicht wäre, wenn es diese Vorgeschichte des Dr. Erös als Feldarzt, als Buscharzt von 1986 bis 1990 nicht gäbe in diesem Zeitraum des Krieges gegen die sowjetische Besatzungsmacht, dann hätte ich heute vermutlich größere Schwierigkeiten, in Afghanistan zu arbeiten.

**Wittenberg:** Herr Erös, Ihre Aufgabe neben der Organisation vor Ort besteht dann natürlich darin, dass Sie das Geld dafür auftreiben: Das heißt, Sie sammeln Spenden ein. Ihre Organisation finanziert sich nur durch Spenden. Wie funktioniert das?

**Erös:** Das läuft natürlich hier in Deutschland bzw. mittlerweile auch in einigen anderen europäischen Ländern und auch in den USA. Denn auch dort hatten wir inzwischen Gelegenheit, unsere Arbeit durch Vorträge vorzustellen. Wir machen das mit sehr großem Aufwand, nicht mit großem finanziellen Aufwand, ganz im Gegenteil, sondern mit großem persönlichen Aufwand. Bei meiner Frau ist die Zeit dafür ein bisschen eingeschränkt, weil sie ja während der Woche tagsüber noch als Lehrerin berufstätig ist. Ich hingegen bin seit sechs Jahren pensioniert bei der Bundeswehr. Wir machen das, indem wir fast jeden Tag, manchmal auch zweimal am Tag

irgendwo in Deutschland an Schulen, an Universitäten, in politischen Clubs, in sozial engagierten Clubs wie dem Lions-Club, dem Rotary Club usw. oder auch bei irgendwelchen Veranstaltungen Vorträge halten über Afghanistan, über die humanitäre und politische Situation dort – und dabei stellen wir natürlich auch unsere Arbeit vor. So werden wir und wurden wir in den letzten sechs Jahren in Deutschland recht gut bekannt. Wir haben etwa 1500 Vorträge halten dürfen vor ungefähr 400000 Menschen, wie ich bei einer groben Schätzung herausgefunden habe.

**Wittenberg:**

Da waren auch viele Schulen mit dabei.

**Erös:**

Ja, sehr viele Schulen. Das bayerische Kultusministerium und auch das baden-württembergische Kultusministerium haben ihre Lehrer offiziell auf unsere Vorträge aufmerksam gemacht und es quasi den Schulen empfohlen, uns zu Vorträgen einzuladen. Ich habe bis heute ungefähr 600 Gymnasien, davon etwa 100 in Bayern, besucht - wobei es mir aber bei den Vorträgen an den Schulen nicht so sehr darum geht, dort Fundraising zu machen. Das kommt schon auch vor, denn hinterher kommen oft die Schüler selbst auf die Idee, da etwas zu machen. Mir kommt es jedoch mehr darauf an, den Schülerinnen und Schülern am Beispiel von Afghanistan und meiner 20-jährigen Erfahrung dort die Notwendigkeit näherzubringen, sich selbst auch mit Politik zu beschäftigen. Afghanistan ist ja auch so facettenreich: der Islam, der Islamismus, der Terrorismus, die Taliban, die Männer-Frauen-Problematik, die Situation der Kinder, die Bildungssituation usw. Afghanistan gibt irrsinnig viel her, um den jungen Studiosi, den Schülerinnen und Schülern zu zeigen, dass auch sie sich mit Politik beschäftigen müssten, dass sie sich vielleicht sogar politisch engagieren müssten. Meine Vorträge an den Schulen dienen also primär dazu, bei Schülern das Interesse an Politik zu wecken und sie zu politischem Engagement zu bringen. Und da ist dann eben humanitäre Hilfe oder auch mal eine Weihnachtsaktion zugunsten irgendeines Projektes in der Dritten Welt oft das Ergebnis.

**Wittenberg:**

Sie reisen ja auch immer wieder nach Afghanistan, um Ihre Projekte zu betreuen. Man kann sagen, die Hälfte des Jahres sind Sie in Afghanistan. Als Deutscher ist man dort, wie ich gelesen haben, auch traditionell gut angesehen. Woher kommt das? Warum sind die Deutschen in Afghanistan gut angesehen?

**Erös:**

Wir Deutschen sind erstaunlicherweise – das meine ich jetzt etwas lustig und zynisch – in der Welt viel besser angesehen, als wir uns hier bei uns selbst immer einreden. Wir haben ja manchmal etwas Weinerliches an uns und auch etwas übermäßig Selbstkritisches. Aber man ist als Deutscher oft ganz überrascht, wenn man irgendwo im Ausland auftritt, wie gerne die Menschen uns haben und wie sehr sie uns schätzen. In der islamischen Welt ist das in besonderer Weise der Fall – und in Afghanistan ist das sogar noch einmal stärker ausgeprägt. Das hat natürlich eine historische Vorgeschichte, die ich hier nun nicht in aller Breite ausführen kann, aber seit etwa 80, 90 Jahren – also nach dem Ersten Weltkrieg und bereits im Ersten Weltkrieg – haben sich Deutsche in Afghanistan sehr gut mit dem afghanischen König verstanden, denn Afghanistan war damals eine Monarchie. Dies war auch deshalb so, weil eben nun einmal der Feind der Afghanen die Engländer waren: Sie haben bis ins 20. Jahrhundert hinein Afghanistan vom Osten her bedroht. Da stand also dieses riesige britische Kolonialreich gegen das "kleine" Afghanistan und die Deutschen waren wiederum die Feinde der Engländer ...

**Wittenberg:**

Kaiser Wilhelm wollte damals die Afghanen sogar überreden, gegen die Briten zu kämpfen.

**Erös:**

Ja, das Ganze hat also sehr viel mit der Politik in Afghanistan selbst zu tun: Die Engländer wollten sich Afghanistan mit einverleiben und waren daher

selbstverständlich der Feind der Afghanen. Wir Deutschen waren wiederum der Feind der Engländer. Und nach dem Zweiten Weltkrieg war die Situation dann eben so, dass sich Deutschland mit dem afghanischen König sehr gut verstanden hat: Das war der sehr deutsch-freundliche König Sahir Schah, der heute noch lebt; er ist mittlerweile weit über 80 Jahre alt. Damals kamen aus Afghanistan die ersten Studenten nach Deutschland. Die ersten ausländischen Studenten, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland kamen, kamen aus Afghanistan. Sie kamen übrigens hierher nach München an die LMU: Das waren damals tatsächlich wieder die ersten Ausländer. Wir Deutsche wiederum haben bereits in den sechziger und vor allem in den siebziger Jahren in kein anderes Dritte-Welt-Land so viele Entwicklungshelfer entsandt wie nach Afghanistan. Aus der Sicht der Afghanen – und jetzt komme ich zu dem hohen Ansehen der Deutschen dort – haben diese deutschen Entwicklungshelfer auf allen Ebenen gute Arbeit geleistet: Das waren akademische Entwicklungshelfer, die dort Lehrerausbildung gemacht haben; das waren Leute, die den afghanischen Bauern geholfen haben, neues Saatgut zu entwickeln. Es haben auch sehr viele deutsche Forstmeister in Afghanistan Entwicklungsarbeit geleistet – von denen stammten übrigens wiederum sehr viele aus Bayern. In der Provinz Paktia, das ist eine der Provinzen im Osten Afghanistans, in der auch wir heute arbeiten, haben sie z. B. geholfen, die Gegend wieder aufzuforsten. Aus der Sicht der Afghanen haben die Deutschen das damals selbstlos gemacht, ohne irgendein politisches oder wirtschaftliches Eigeninteresse oder Kalkül im Hinterkopf. Dies haben sie bei anderen Ländern, die natürlich auch Entwicklungshilfe betrieben haben, nicht so gesehen. Die Sowjets haben z. B. in den sechziger Jahren in Afghanistan wunderbare Teerstraßen von Norden nach Süden gebaut. Die Afghanen sagen heute jedoch: "20 Jahre später, also 1979, sind die Sowjets auf den von ihnen selbst gebauten Straßen mit ihren Panzern nach Kabul gefahren!" Die Deutschen hingegen haben aufgeforstet, haben Lehrerfortbildung betrieben, haben Kraftwerke gebaut usw. Siemens hat sich damals z. B. ebenfalls sehr engagiert. Die Deutschen haben medizinische Fakultäten an den Universitäten eingerichtet usw. usf. Sie haben das alles selbstlos gemacht. Und das ist neben anderen z. T. etwas seltsamen ideologischen Vorstellungen der Grund für unser hohes Ansehen dort. Die etwas seltsamen ideologischen Vorstellungen haben etwas mit dem Begriff "Arier" zu tun: Die Afghanen bezeichnen sich selbst ja auch als Arier und ihr Land hieß früher auch "Aryana". Und so sagen sie eben bis heute gelegentlich: "Ihr Deutsche seid doch auch Arier!" Gut, das ist natürlich eine Thematik, bei der man etwas aufpassen muss. Aber ansonsten ist es so, dass meiner Meinung nach vor allem die jüngere Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und die deutsche Entwicklungshilfe in den sechziger und vor allem siebziger Jahren der Grund dafür sind, warum wir Deutsche heute in Afghanistan so hoch angesehen sind.

**Wittenberg:** Sie selbst sind auch unter den paschtunischen Stammesfürsten sehr gut angesehen. Das hat natürlich auch mit Ihrer langjährigen Arbeit in Afghanistan zu tun. Erös, Ihr Nachname, klingt ja übrigens gar nicht so deutsch.

**Erös:** Das ist richtig, aber das ist auch nicht Afghanisch. Das ist eigentlich ein ungarischer Name: Die väterliche Linie meiner Familie stammt aus Ungarn, waren also Magyaren. Dort gibt es den Familiennamen Erös. Man kann diesen Namen auch übersetzen: Wenn Sie mal in einem Feinkostladen gute eingeweckte Paprika kaufen, dann heißen die meistens "Erös". Das bedeutet auf Deutsch übersetzt "scharf" bzw. "stark". Der Name "Erös" bedeutet also "scharf, stark".

**Wittenberg:** Dieser Name gefällt Ihnen.

- Erös:** Ja, aber ich kann nichts dafür, denn diesen Namen hat mir mein Vater ja wohl zwangsläufig zukommen lassen.
- Wittenberg:** Herr Erös, geben wir doch einen kurzen Abriss Ihrer Biographie: Sie sind geboren und aufgewachsen in der Oberpfalz, in Tirschenreuth. Mit 18 Jahren sind Sie dann zur Bundeswehr gegangen, zu den Fallschirmjägern. War das Abenteuerlust? Was hat Sie damals bewegt, das zu tun?
- Erös:** Ich bin ja nach dem Abitur freiwillig zur Bundeswehr gegangen: für vier Jahre als Offiziersanwärter. Wenn man freiwillig zu den Fallschirmjägern geht, dann macht man das natürlich nicht, weil man sich dort einen Drückebergerposten erwartet, bei dem man acht Stunden am Tag vor Wind und Wetter geschützt im Büro sitzt. Ich hatte einfach nach dem Abitur und dem andauernden Sitzen vor Büchern, der mangelnden Bewegung jenseits von frischer Luft und Natur mehr auf etwas anderes gesetzt und mir gesagt: "Wenn ich schon zur Bundeswehr gehe", – und das wollte ich, denn damals in den Jahren 1966, 1967 war das noch unstrittig; im Gegensatz zu den Folgejahren gab es damals kaum Kriegsdienstverweigerer – "dann will ich auch zu einer 'richtigen' Einheit, bei der richtig was los ist!" Da kamen dann halt quasi nur die Fallschirmjäger oder die Gebirgsjäger in Frage. Die Fallschirmjäger waren für mich noch etwas exotischer, denn die Gebirgsjäger kannte ich schon so ein bisschen mit Skifahren usw. Das mit den Fallschirmspringern war jedenfalls damals in den sechziger Jahren noch sehr ungewöhnlich: Bei der Bundeswehr konnte man das machen, ohne dass man dafür bezahlen musste. Und außerdem war das Image und das Ansehen der Fallschirmjäger ein sehr gutes – und ist es ja wohl immer noch. Ich hoffte auch, dort auf Kameraden zu treffen, die ähnlich gestrickt waren wie ich, die eine ähnliche Einstellung dem Leben gegenüber hatten wie ich, die z. B. auch Abenteuerlust verspürten oder den Wunsch hatten, auch mal ein Risiko einzugehen. Wir haben uns dort auch wirklich gelegentlich bis an die Grenzen der eigenen Belastbarkeit ausgetestet. Das heißt, ich habe diese gut vier Jahre, die ich da in dieser Truppe der Fallschirmjäger verbracht habe, im wahrsten Sinne des Wortes genossen. Aber dann war es auch gut: Nach vier Jahren hatte ich dann auch wieder das Bedürfnis, mich mehr dem Intellektuellen, dem Geistigen zu widmen.
- Wittenberg:** Sie haben dann studiert, und zwar Medizin und Politik. Anschließend sind Sie wieder zurück zur Bundeswehr als Sanitätsarzt. In der Folgezeit haben Sie dann freiwillig an vielen, vielen Einsätzen in Krisen- und Kriegsregionen teilgenommen. Sie waren u. a. in Bangladesch, in Indien, in Tansania, in Bosnien, in Ruanda, in Ost-Timor usw. Welche Seite Ihrer Persönlichkeit hat da überwogen? War das die des Menschenfreundes Erös oder die des Abenteurers Erös?
- Erös:** Wenn man sich dazu entscheidet, für so etwas seinen Urlaub zu opfern oder einen unbezahlten längeren Urlaub zu beantragen, weil man dorthin gehen will, dann reflektiert man ja nicht psychoanalytisch darüber. Nehmen wir z. B. meine Entscheidung, 1981 nach Kalkutta zu gehen. Ich hatte über die katholische Kirche Kontakt zu einem Jesuiten bekommen. Dieser Jesuitenpater war mit Zustimmung seines Ordens gerade dabei, in den Slums von Kalkutta und in Zusammenarbeit mit dem Orden von Mutter Theresa ein medizinisches Projekt aufzubauen. Dafür suchte er eben geeignete Ärzte. Mit "geeignet" war nicht nur die fachliche Eignung gemeint, sondern auch die Eignung hinsichtlich ihrer Fähigkeit, sich in einer etwas exotischeren Umgebung – die Slums von Kalkutta sind schon sehr exotisch, sehr "rustikal" – und in einer politischen Situation, in der man ein gewisses Fingerspitzengefühl haben muss, bewegen zu können. Man musste auch damit klar kommen, dass dort verschiedene Ethnien aufeinander prallen: In Kalkutta prallte ja wirklich die christliche Welt in Gestalt von Mutter Theresa auf den Hinduismus und den Buddhismus ...
- Wittenberg:** Aber Ihr Antrieb war den Menschen dort zu helfen.

**Erös:** Mein Antrieb war erstens dort den Menschen zu helfen. Ich hätte das nicht gemacht, um dort nur Abenteuer zu erleben – aber dies kam eben auch mit dazu. Denn den Menschen helfen kann man als Arzt ja überall auf der Welt. Auch hier in Deutschland gibt es jede Menge Bedarf dafür in verschiedensten Bereichen. Auch in Afrika wäre man als Arzt hoch willkommen. Aber mich haben schon immer diejenigen Herausforderungen gereizt, bei denen auch noch eine politische Komponente mit dazu kam. Das Menschliche ist natürlich immer da: Wenn man einem Kind das Leben erhalten kann oder bei einer schweren Geburt das Leben von Mutter und Kind rettet, dann sind das Situationen, auf die man als Arzt überall auf der Welt treffen kann. Aber wenn das noch eine politische Dimension hat und wenn das Ganze dann auch noch eine besondere Herausforderung darstellt, dass man also noch zusätzliche Qualitäten braucht, dann reizt mich das. In Afghanistan später musste der medizinische Sachverstand ergänzt werden durch militärisches Wissen: Da wird es für mich besonders reizvoll und deswegen habe ich dann gerade solche Sachen immer besonders gerne gemacht, wie ich unumwunden zugebe.

**Wittenberg:** Wir kommen jetzt zu Ihrem ersten Aufenthalt in Afghanistan. 1986 haben Sie sich bei der Bundeswehr beurlauben lassen und sind als Arzt in die Kriegsgebiete nach Afghanistan gegangen. Wie muss ich mir das vorstellen? Unter welchen Umständen haben Sie dort arbeiten können?

**Erös:** Für unsere jüngeren Zuschauer muss ich sagen, dass wir damals in den achtziger Jahren nicht so viel darüber gewusst haben, was in Afghanistan abgeht.

**Wittenberg:** Damals herrschte in Afghanistan der Krieg gegen die Sowjetunion.

**Erös:** Das wussten wir natürlich, aber wie die Lage wirklich ist, das wussten wir nicht. Es gab damals nicht wie heute für Journalisten die Möglichkeit, mal kurz nach Afghanistan zu fliegen und einen Bericht über Satellit sofort nach Hause zu schicken. Damals jedoch war das noch sehr mühsam. Es gab diese technischen Möglichkeiten wie heute noch nicht: Die Journalisten mussten wirklich über die Berge reisen und deswegen haben das nur ganz wenige gemacht. Es gab daher fast keine Bildinformationen aus erster Hand aus Afghanistan. Das war der erste Punkt, der mich gereizt hat. Der zweite Punkt war, dass wir aus diesen Informationen aus zweiter Hand wussten, dass die medizinische Versorgung in Afghanistan, bedingt durch den Krieg – also nicht bedingt etwa durch Seuchen – die katastrophalste in der Welt ist. In Afghanistan gab es die höchste Müttersterblichkeit und die höchste Kindersterblichkeit auf der ganzen Welt: verursacht durch diesen Krieg. Das war, wenn man so will, die Ausgangslage. Nachdem ich von dieser Ausgangslage in den Jahren 1984/85 erfahren habe, habe ich mich mit meiner Frau darüber beraten. Wir beide sind sehr politische Menschen, wir haben z. B. auch während des Studiums sehr viel Hochschulpolitik gemacht und uns immer schon für Dritte-Welt-Themen besonders interessiert. Wir haben uns also darüber unterhalten, was wir denn gegen diese schreckliche Lage insbesondere der Frauen und Kinder in Afghanistan tun können – diese Lage war ja durch Moskau politisch so gewollt. Viele Menschen hier in Deutschland haben damals Petitionen geschrieben, es wurde demonstriert gegen diesen Krieg, es wurde an Moskau appelliert usw. Es gab auch UNO-Resolutionen. Die westliche Welt hat sogar die Olympiade in Moskau boykottiert, um dagegen zu protestieren. An der Lage in Afghanistan hat sich jedoch nichts geändert.

**Wittenberg:** Sie jedoch haben gesagt: "Ich tu was!"

**Erös:** Ja, ich habe gesagt: "Wir machen was!" Aber wir wollten nicht nur hier in Deutschland auf politischem Feld etwas tun durch Demonstrationen oder Vorträge usw. Nein, ich wollte nach Afghanistan gehen und dort dann quasi mit meiner eigenen Person die medizinische Situation etwas verbessern.

Das war zunächst einmal leicht gedacht und gesagt, dann aber nur schwer zu tun. Denn es war ja verboten: Man durfte als Ausländer nicht nach Afghanistan. Und es war auch aus der Sicht meines Arbeitgebers nicht erlaubt: Ich war damals ja noch Bundeswehrarzt, d. h. ich hatte hier in Niederbayern einen wunderschönen Job als Oberstarzt. Ich durfte jedoch als Bundeswehroffizier nicht in meinem Urlaub und auch nicht beurlaubt in den kommunistischen Machtbereich reisen, und Afghanistan galt damals de jure als kommunistisch. De facto sah das natürlich ganz anders aus. Man durfte als Offizier der Bundeswehr auch in kein Kriegsgebiet reisen und das war Afghanistan mit Sicherheit. Also war es damals schwer für mich, die Bundeswehr davon zu überzeugen mich gehen zu lassen. Nach monatelangen Gesprächen und Diskussionen und über alle möglichen Zwischenpersonen landete mein Gesuch dann beim damaligen Verteidigungsminister Wörner: Es gelang mir, das durchzusetzen, und ich bin dann beurlaubt worden, allerdings ohne Geld und Sachbezüge, ich war also praktisch freigestellt. Ab 1986 konnte ich dann in Afghanistan diese Arbeit angehen. Und das war damals wirklich schwer. Im Vergleich zu meiner heutigen Arbeit in Afghanistan war das damals eine irrsinnige Herausforderung. Wir mussten alles zu Fuß ins Land schleppen: Tonnenweise brachten wir die Medikamente über die 3000, 4000 Meter hohen Berge. Wir konnten uns wochenlang nur nachts vorwärts bewegen, weil wir tagsüber von den Aufklärungsflugzeugen und Kampfhubschraubern der Sowjets bekämpft und beschossen wurden. Viele meiner afghanischen Mitarbeiter kamen damals ums Leben. Auch ein Arzt, der für uns gearbeitet hat, wurde von den Sowjets erschossen. Ein weiterer Arzt, übrigens von hier aus dem Münchner Bereich, wurde gefangen genommen von den Sowjets und als Spion und Saboteur verurteilt: Er wurde in Kabul zu jahrelanger Haft verurteilt. Das war damals eine ganz andere Situation als heute oder während der Taliban-Zeit. Umso höher haben die Afghanen damals unsere Arbeit eingeschätzt, denn sie sagten sich: "Da kommen so verrückte Europäer, so ein verrückter Deutscher und arbeiten hier. Die verdienen ja noch nicht einmal Geld dabei." – Wir haben ja auch wirklich kein Geld dafür bekommen. – "Sie helfen uns selbstlos und riskieren dabei ihre Gesundheit und ihr Leben. Sie haben weder finanzielle noch wissenschaftliche Ehrungen oder Vorteile zu erwarten." Das hat damals unser Bild ausgemacht. Es gab da wirklich nur eine Handvoll deutscher Ärzte: Es gab keine englischen, keine amerikanischen, keine italienischen Ärzte. Es waren deutsche Ärzte, die im Osten Afghanistans gearbeitet haben! Im Norden und im Westen waren es französische Ärzte. Das waren die berühmten "médecins sans frontières". Das erklärt das, was Sie vorhin schon angesprochen haben: Dieses hohe Ansehen, das die Deutschen und die Franzosen in Afghanistan genießen, die Deutschen bei den Paschtunen und die Franzosen bei den Tadschiken, wird eben auch erklärt durch die Tatsache, dass in dieser schlimmsten Zeit der Afghanen, nämlich im sowjetischen Besatzungskrieg, es deutsche und französische Ärzte waren, die ihnen selbstlos geholfen haben – und nicht amerikanische oder englische Ärzte oder Ärzte aus anderen Ländern.

**Wittenberg:** Das ist auch die Grundlage für das Ansehen, das Sie heute dort genießen.

**Erös:** Genau.

**Wittenberg:** Das ist wichtig für Ihre heutige Arbeit, für den Aufbau von Schulen und anderen Bildungseinrichtungen.

**Erös:** Das ist nicht nur für den Aufbau wichtig: Die Menschen dort vertrauen mir blind. Denn sie sagen: "Wer damals zu uns gekommen ist und sein Leben für uns riskiert hat, der kann auch jetzt kein böser Mensch sein!" Da ist also ein Grundvertrauen da, fast schon so wie in einer Familie. Deswegen heiße ich ja auch nicht nur "deutscher Afghane", sondern es wird gesagt: "Du bist einer von uns!" Das ist also nicht nur sozusagen ein Abzeichen, das ich da

bekommen habe, sondern ich werde von den Leuten dort zu ihnen gerechnet. Wenn man etwas über die Kultur in Afghanistan weiß, wenn man etwas über die Paschtunenkultur weiß, dann weiß man auch, dass dort eine ungeheuer starke Loyalität untereinander vorhanden ist. Wenn ich ein Teil von ihnen bin, wenn sie zu mir "Bruder" sagen, dann behandeln sie mich auch wirklich wie einen Bruder. Dann gilt: "Ich setze mich für den Erös ein, und wenn es mich das eigene Leben kostet." Und sie erwarten natürlich von mir etwas Ähnliches. Man ist dann wirklich einer von ihnen. Das kenne ich aus keiner anderen Kultur: Das habe ich nirgendwo auf der Welt so stark erlebt wie bei den Afghanen.

**Wittenberg:**

Sie haben Ihre Erlebnisse als Arzt auch in einem Buch festgehalten, das den Titel trägt "Tee mit dem Teufel". Sie hatten es ja vorhin bereits erwähnt: Man muss gelegentlich auch mit dem Teufel Tee trinken, um bei ihm etwas zu erreichen. 1987 sind Sie dann mit Ihrer gesamten Familie, also mit Ihrer Frau und Ihren damals vier Kindern nach Peschawar gegangen, also in eine pakistanische Stadt an der Grenze zu Afghanistan. Hatten Sie da keine Angst um Ihre Familie? Denn es war ja doch ein hohes Risiko, das Sie da eingegangen sind.

**Erös:**

Angst kommt ja von "Enge": Da zieht es einem alles zusammen. Und wenn man richtig Angst vor etwas hat, dann sollte man abwarten, bis sich die Angst gelegt hat und man wieder richtig nachdenken kann, denn Angst schränkt das Denken ein. Es war also nicht Angst, sondern es war Sorge. Das war ja geographisch und auch sonst ein Gebiet, das wir so in der Form noch nicht gekannt haben als Familie. Ich war mit der Familie, also auch mit den Kindern in den Jahren davor sehr wohl schon im Ausland gewesen, auch für längere Zeit. Wir haben mal mit der Bundeswehr ein Jahr in Kanada in der Provinz gelebt. Wir waren mit der Familie auch schon mal für längere Zeit in Südeuropa gewesen usw. Das Weggehen mit der Familie an sich war also nicht das Problem – obwohl wir damals doch eine recht große Familie waren mit unseren vier Kindern, sodass wir insgesamt sechs Personen waren. Das Weggehen und das Haus in Deutschland für einige Monate oder auch Jahre alleine zu lassen, das waren wir doch schon ein bisschen gewöhnt. Das war also nicht der erste Auslandsaufenthalt der Familie. Aber Pakistan kannten wir natürlich noch nicht und auch nicht Peschawar, diese paschtunische Grenzstadt in Pakistan am Fuße des Khyber-Passes. Peschawar war und ist immer noch eine wahnsinnig reizvolle mittelalterliche Stadt. Dort kann man Kamelherden sehen, dort laufen Männer mit Turbanen herum usw. Das war natürlich für unsere Buben, der Jüngste war zwei, der älteste war sechs, quasi Karl May live. Die Afghanen, die bei uns gearbeitet haben, also meine Mitarbeiter, kamen natürlich auch jeden Morgen mit dem Turban auf dem Kopf. Damals herrschte ja noch Krieg, wie gesagt: Peschawar war zwar nicht im Kriegsgebiet, aber doch sehr, sehr nahe dran und insofern war das Leben auch dort nicht ganz ungefährlich. Unser Wachposten - wir hatten eine hohe Mauer um das Haus herum und ein Eisentor als Eingang - hatte immer eine Maschinenpistole umhängen. Das war natürlich für unsere Kinder, für unsere Buben wahnsinnig spannend. Sie haben aber nie eine echte Gefahr erleben müssen: Bei uns in Peschawar wurde nicht geschossen, bei uns lagen auch nie irgendwelche Tote oder Verletzte herum. Die Kinder befanden sich zwar objektiv in einem Gebiet, das nicht ungefährlich war, auch wegen der Hygiene und der Nahrungsmittelprobleme in diesem Land usw., aber sie befanden sich nicht im Kriegsgebiet. Wir hielten also die Familie doch abseits von diesem Krieg. Diesen Krieg habe ich selbst dann aber in Afghanistan mehr oder weniger hautnah erlebt. Und dann habe ich natürlich "zu Hause" in Peschawar mit meiner Frau darüber gesprochen – selbstverständlich nicht mit meinen Kindern. Denn das ist ja doch eine Belastung, die das mit sich bringt: Wenn man längere Zeit in so einem Kriegsgebiet arbeiten muss und viel Leid

sieht, dann braucht man zu Hause jemanden, mit dem man diese Last teilen kann, die man im Kopf aus Afghanistan mit herausbrachte. Es war wichtig, dass ich mich immer wieder mit ihr besprechen konnte, dass ich mich bei ihr quasi wie auf der Couch eines Therapeuten aussprechen konnte. Und deswegen ist die Familie auch so wichtig: Wenn man ohne Familie so etwas macht, dann wird das schwierig. Denn Ihre Frage war ja wohl, ob es besonders mutig oder besonders schwierig war, das mit der Familie zusammen zu machen.

**Wittenberg:** Sie jedoch sagen, dass das ohne Familie gar nicht gegangen wäre.

**Erös:** Ohne Familie wäre es auf jeden Fall schwerer gewesen, denn man hat dann ja niemanden, bei dem man sich, wenn ich das mal so ganz brutal sagen darf, ausweinen kann, wenn man tatsächlich mit schlimmen Erlebnissen zurückkommt. Man müsste dann zu einer dritten, zu einer fremden Person gehen oder gleich medizinisch-psychologische Betreuung in Anspruch nehmen – und das ist nicht so einfach. Eine stabile Familie ist hier also sehr, sehr wichtig: Eine Familie, die das, was man tut, trägt und unterstützt und nicht nur toleriert, erleichtert so eine Arbeit ganz enorm.

**Wittenberg:** 1989 haben Sie dann aber auch einen schweren Schicksalsschlag erlitten: Ihr jüngster Sohn ist erkrankt und dann auch gestorben.

**Erös:** Ja, unser jüngster Sohn Trutz ist in Peschawar erkrankt. Ich habe ihn dann noch mit dem Flieger hierher nach München gebracht, um ihn hier an einem Krankenhaus behandeln zu lassen. Er lebte noch, als wir hier in München ankamen, aber er starb dann quasi am Eingang des Krankenhauses hier. Er war damals gute vier Jahre alt: Verursacht wurde sein Tod durch eine bis zum heutigen Tag nicht so genau definierbare Tropenerkrankung, die dann sehr schnell – bei so kleinen Kindern geht das ja rasend schnell – zu einer totalen Entgleisung des Stoffwechsels geführt hat. Der Tod unseres jüngsten Sohnes damals war schon der ganz große Nackenschlag für uns. Um auf Ihre Frage von vorhin noch einmal einzugehen: Dieser Nackenschlag hat uns dann doch zunächst einmal zu einem Stopp, zu einem Nachdenken gebracht, ob wir das wirklich weitermachen sollen.

**Wittenberg:** Aber Ihre Liebe zu Afghanistan hat damit keinesfalls ein Ende gefunden. Sie haben bis jetzt ja viele, viele Bildungseinrichtungen ins Leben gerufen in Afghanistan: Was ist denn nun Ihr jüngstes, Ihr neuestes Projekt?

**Erös:** Ich möchte noch einmal zurück zu Ihrer vorherigen Frage kommen. Der Tod unseres Sohns Trutz war wirklich eine Zäsur, denn wir haben uns gefragt, ob wir damit aufhören und nie wieder nach Afghanistan gehen sollen, ob wir nach Deutschland zurückkehren und dort ein typisch bürgerliches Leben führen wollen – oder nicht. Und wir haben uns dann fürs Gegenteil entschieden, nämlich für die Haltung: "Jetzt erst recht!" Wir haben uns gesagt: "Unser verstorbener Sohn Trutz wird jetzt hoffentlich unser Schutzengel sein für unser verstärktes Engagement in Afghanistan für die Kinder Afghanistans!" So haben wir das damals gesehen und so sehen wir das auch heute noch. Und das setzen wir dort jetzt auch um. Unser jüngstes Projekt – ich habe es gerade vor zwei Wochen eröffnet – ist das erste große Waisenhaus, das wir nun im Osten Afghanistans betreiben mit Platz für fast 200 Waisenkinder von fünf bis fünfzehn Jahren. Ich habe erst letzte Woche in den Ostprovinzen den Grundstein für zwei neue Mädchenschulen gelegt: Sie werden also gerade gebaut und wir werden sie hoffentlich im November 2007 eröffnen können. Und wir wollen unsere Berufsausbildungsarbeit verstärken und erweitern. Denn das ist etwas, das in Afghanistan ebenfalls sehr wichtig ist. Nicht nur die klassische Schulbildung ist wichtig, sondern auch die Berufsausbildung. Wir bieten bisher Computerunterricht für Mädchen und Buben an, wir bieten bisher eine Werkstatt für Solartechnik an und wir wollen jetzt speziell für Mädchen

Nähkurse anbieten. Wir werden also in den nächsten Monaten aus Deutschland 200 mechanische Nähmaschinen nach Afghanistan bringen, auf denen wir Mädchen zu Näherinnen, zu Schneiderinnen ausbilden können.

**Wittenberg:** Ein Leben für Afghanistan! Herr Erös, die Sendezeit ist leider schon um, ich bedanke mich ganz herzlich für das Gespräch. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg für Ihre weiteren Vorhaben, auf dass Sie noch möglichst viele Schulen und Bildungseinrichtungen in Afghanistan gründen und eröffnen können. Vielen Dank.

**Erös:** Ich bedanke mich, herzlichen Dank.

**Wittenberg:** Verehrte Zuschauer, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Das war das alpha-forum für heute.